GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Auf dem Weg zu einer hegemonialen Weiblichkeit? : Geschlecht, Wettbewerb und die Dialektik der Gleichstellung

Stückler, Andreas

2013

https://doi.org/10.25595/1778

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Stückler, Andreas: *Auf dem Weg zu einer hegemonialen Weiblichkeit? : Geschlecht, Wettbewerb und die Dialektik der Gleichstellung*, in: Gender : Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, Jg. 5 (2013) Nr: 3, 114–130. DOI: https://doi.org/10.25595/1778.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Verlag Barbara Budrich.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Andreas Stückler

Auf dem Weg zu einer hegemonialen Weiblichkeit? Geschlecht, Wettbewerb und die Dialektik der Gleichstellung

Zusammenfassung

Statthabende Veränderungen im Geschlechterverhältnis gehen mit Diskussionen über die Tauglichkeit theoretischer Instrumentarien für deren wissenschaftliche Untersuchung einher. Ein besonders interessanter Beitrag aus der jüngeren Zeit stammt von Sylka Scholz, die angesichts einer zunehmenden Zahl von Frauen in gesellschaftlichen Spitzen- und Machtpositionen den Vorschlag gemacht hat, anknüpfend an das geschlechtertheoretische Konzept der „hegemonialen Männlichkeit" (Connell) auch über die Möglichkeit einer hegemonialen Weiblichkeit nachzudenken. Dieser Begriff einer hegemonialen Weiblichkeit, wie er von Sylka Scholz ausformuliert wurde, soll im vorliegenden Beitrag näher beleuchtet und kritisch analysiert werden. Dabei kann gezeigt werden, dass dieses Konzept wie auch seine Herleitung mit einer Reihe von theoretischen Verkürzungen und blinden Flecken belastet sind, die wiederum – wie im Weiteren argumentiert wird – auf einige problematische ideologische Momente des zeitgenössischen Gleichstellungsparadigmas verweisen.

Schlüsselwörter
Hegemoniale Weiblichkeit, hegemoniale Männlichkeit, Gleichstellung, Wettbewerb, Feministische Theorie

Summary

Towards a hegemonic femininity? Gender, competition and the dialectic of gender equality

Changes in gender relations are accompanied by discussions about the adequacy of available theoretical instruments. A particularly interesting contribution from the recent past, published by Sylka Scholz, suggests that in the face of an increasing number of women taking positions of leadership and power in society, the gender theoretic concept of "hegemonic masculinity" (Connell) should be supplemented by a concept of "hegemonic femininity". This article discusses and critically analyses the concept as elaborated by Scholz. It can be shown that both concept and theoretical justification suffer on account of several blind spots as well as ideological biases associated with contemporary gender equality.

Keywords
hegemonic femininity, hegemonic masculinity, gender equality, competition, feminist theory

1 Einleitung

Die Geschlechterverhältnisse sind zunehmend im Wandel begriffen. Ein Bereich, an dem sich dieser Wandel festmachen lässt (und dies bevorzugt auch wird), ist jener der Erwerbsarbeit. Zum einen gibt es, nicht zuletzt als Folge von Gleichstellungsbemühungen, immer mehr hochqualifizierte und karriereorientierte Frauen – auch wenn diese derzeit noch eine Minderheit repräsentieren –, die sich „in Abgrenzung zu traditionel-

len Zuschreibungen zunehmend über das Muster der zunächst Männern vorbehaltenen ‚Arbeitsmarktindividualisierung', das heißt primär über Erwerbsarbeit" (Nickel 2009: 217) definieren und sogar in Führungs- und Machtpositionen aufzusteigen vermögen. Zum anderen sind durch Transformationsprozesse infolge von Globalisierung und neoliberaler Marktradikalisierung (fortschreitende Auflösung des Normalarbeitsverhältnisses, wachsende Flexibilisierungs- und Subjektivierungstendenzen, steigender Verdrängungswettbewerb am Arbeitsmarkt) verstärkt auch Männer von prekären Arbeitsverhältnissen betroffen. Dies hat eine zusätzliche Erosion ihrer tradierten gesellschaftlichen Position und aufgrund der engen Bindung von Beruf und Männlichkeit entsprechend einschneidende Krisenerfahrungen und Erschütterungen männlicher Identitätsentwürfe zur Folge (Meuser 2010; Scholz 2007).

Solche gesellschaftlichen Entwicklungen und Tendenzen bedeuten freilich auch Herausforderungen für die Geschlechterforschung und deren theoretische Instrumentarien. So wird etwa das in der Geschlechterforschung zu einem der obersten Bezugspunkte in der Untersuchung von Geschlechterverhältnissen avancierte Konzept der hegemonialen Männlichkeit (Connell 1999) in jüngster Zeit einer verstärkten Revision unterzogen bzw. seine theoretische Tragfähigkeit in den sich verändernden gesellschaftlichen Verhältnissen diskutiert. Bekanntlich bezeichnet Raewyn Connell mit hegemonialer Männlichkeit „jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis [...], welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll)" (Connell 1999: 98). Das Geschlechterverhältnis wird in diesem Konzept also als ein von vornherein asymmetrisches aufgefasst, als ein Herrschaftsverhältnis, in dem Männer strukturell über Frauen dominieren.

Nicht zuletzt diese Annahme steht durch die erwähnten Phänomene, zumindest in manchen geschlechtertheoretischen Kreisen, zur Disposition. Wenn heute – so die dort vorgebrachte Kritik – zunehmend auch Frauen berufliche Spitzenpositionen bekleideten und gesellschaftliche Macht immer weniger (oder jedenfalls nicht mehr allein) in den Händen von Männern konzentriert sei, sondern auch Frauen an der sozialen Elite teilhaben könnten, dann sei diese Annahme womöglich so nicht länger haltbar und das Konzept der hegemonialen Männlichkeit zumindest modifikationsbedürftig. Ein wesentlicher Beitrag stammt dabei von Sylka Scholz, die vorschlägt, neben oder zusätzlich zum Begriff einer hegemonialen Männlichkeit auch von einer hegemonialen Weiblichkeit zu sprechen bzw. ein solches Konzept in die Theorie von Connell zu integrieren.

Dieser Begriff einer hegemonialen Weiblichkeit, wie er von Sylka Scholz ausformuliert wurde, soll im Folgenden einer genaueren und kritischen Betrachtung unterzogen werden. Grundlage der Analyse ist ein kurzer Text, in dem Scholz (2010) eine erste Begriffsbestimmung vornimmt und auf die Notwendigkeit wie auch die theoretische Angemessenheit eines entsprechenden Konzepts hinweist. Eine Auseinandersetzung mit diesem Text ist meines Erachtens äußerst lohnenswert nicht nur aufgrund des darin skizzierten Ansatzes zur Weiterentwicklung des Konzepts von Connell; interessant ist der Text vor allem auch deshalb und insofern, als sich die vorgelegte Konzeptionalisierung von hegemonialer Weiblichkeit bei näherer Betrachtung als durchaus problematisch erweist. So soll die Analyse zeigen, dass sowohl Entwurf als auch Argumentation von Sylka Scholz auf einer Reihe von theoretischen Verkürzungen beruhen. Diese

konzeptuellen Schwächen scheinen wiederum auf einige ideologische Momente des zeitgenössischen Gleichstellungsparadigmas zu verweisen. Mithin zielt der vorliegende Beitrag letztlich auf ein potenzielles Ideologieproblem innerhalb der Geschlechterforschung, auf das am Beispiel der „hegemonialen Weiblichkeit" in kritischer Absicht hingewiesen sowie Überlegungen zu dessen Ursachen bzw. zum Zusammenhang mit den gegenwärtig dominanten Formen von Gleichstellungspolitik angestellt werden sollen.

2 Hegemoniale Weiblichkeit …?

Ausgangspunkt der folgenden Ausführungen ist, wie gesagt, ein kurzer Text von Sylka Scholz (2010), der eine grobe Skizze sowie eine theoretische Begründung eines Konzepts hegemonialer Weiblichkeit enthält. Es handelt sich dabei in erster Linie um eine Stellungnahme zu einem Artikel von Michael Meuser (2010), in dem dieser die Konsequenzen des aktuellen Strukturwandels von Erwerbsarbeit für das Konzept der hegemonialen Männlichkeit erörtert und dabei, wenn auch eher beiläufig, die Frage nach der potenziellen Herausbildung einer neuen, als hegemonial zu bezeichnenden Form von Weiblichkeit aufwirft.[1] Diese Frage wird von Sylka Scholz aufgegriffen und in ein letztlich recht leidenschaftliches Plädoyer für eine entsprechende Erweiterung des Connellschen Konzepts überführt.

Die Möglichkeit einer hegemonialen Weiblichkeit war freilich im Konzept von Connell bereits prinzipiell ausgeschlossen. Connell ging von einem asymmetrischen Geschlechterverhältnis aus, in dem Frauen den Männern per se untergeordnet seien und keinen hegemonialen Status erlangen könnten. Wo Frauen einen gewissen machtvollen Status innehatten, sprach Connell von einer „emphasized femininity" (Connell 1987: 183), die aber letztlich charakterisiert sei durch das Einverständnis der Frau mit ihrer Unterordnung bzw. ihrer Orientierung an den Interessen der Männer (selbst dort, wo sie offen Widerstand leiste oder sich den bestehenden Verhältnissen verweigere).[2]

1 Beide Texte erschienen in derselben Ausgabe von *Erwägen Wissen Ethik* (Heft 3/2010). Meusers Text wurde darin als Hauptartikel abgedruckt und im Anschluss durch eine ganze Reihe von Autorinnen und Autoren – unter ihnen Sylka Scholz – kommentiert. Wesentliche Teile ihres Kommentars finden sich ebenfalls in einer kurz darauf erschienenen gemeinsamen Publikation mit Michael Meuser (Meuser/Scholz 2011).

2 Neuere Publikationen von Connell lassen den Schluss zu, dass sie diesen Standpunkt mittlerweile nicht mehr ganz so vehement vertritt und die Möglichkeit einer hegemonialen Weiblichkeit nicht mehr kategorisch ausschließen möchte (siehe vor allem Connell/Messerschmidt 2005). Dies ist auch ein nicht unwesentlicher Ansatzpunkt für Scholz' Überlegungen zur hegemonialen Weiblichkeit (vgl. Scholz 2010: 397). Hingewiesen sei an dieser Stelle auch darauf, dass der Begriff einer „hegemonialen Weiblichkeit" nicht auf Sylka Scholz zurückgeht, sondern bereits über einen längeren Zeitraum hinweg, insbesondere im angelsächsischen Raum, diskutiert wird bzw. in Verwendung ist. Es gibt dort eine Reihe von Arbeiten, die anstelle bzw. synonym zu einer „emphasized femininity" – trotz und entgegen der ursprünglichen Argumentation von Connell – von einer „hegemonic femininity" sprechen (z. B. Baker 2008; Schippers 2007; Bordo 1993). Abgestellt wird dort in aller Regel auf die jeweils dominante, der hegemonialen Männlichkeit komplementäre Form von Weiblichkeit und auf entsprechende vorherrschende weibliche Repräsentationen und Handlungspraxen. Ausschlaggebend ist hier also nicht (oder jedenfalls nicht notwendigerweise) ein hegemonialer gesellschaftlicher Status von Frauen. Über das, was bei Connell „emphasized

Scholz argumentiert nun in ihrem Beitrag die Einführung der hegemonialen Weiblichkeit in erster Linie mit Blick auf die fortschreitende Öffnung gesellschaftlicher Machtpositionen für Frauen. Im Zentrum ihrer Begründung steht also die Feststellung, dass aufgrund der jüngsten gesellschaftlichen Entwicklungen – anders, als Connell ursprünglich vermutete – ein hegemonialer Status von Frauen offenbar doch möglich ist und sich empirisch auch, zumindest ansatzweise, bereits abzeichnet. Ihr Hauptaugenmerk liegt hier vor allem auf dem politischen Feld, insbesondere auf der deutschen Bundeskanzlerin Angela Merkel, die sie als Fallbeispiel zur Plausibilisierung einer hegemonialen Weiblichkeit heranzieht. Unter Rückgriff auf Max Webers Abhandlung über „Politik als Beruf" (1992) rekonstruiert Scholz zunächst die Politik als ein historisch gewachsenes, männlich dominiertes Feld, in dem der Kampf um Macht das zentrale Kriterium und Machtstreben die wesentlichste Anforderung an einen Berufspolitiker darstellten. Seit den 1980er Jahren sei ein verstärktes Vordringen von Frauen in politische Spitzenfunktionen zu beobachten, das mit der Kandidatur von Angela Merkel zur Bundeskanzlerin im Jahr 2005 einen neuen Höhepunkt erreicht habe. Zwar scheint die stärkere Partizipation von Frauen – wie Scholz feststellt – (jedenfalls bislang) noch nichts oder nur recht wenig am feldspezifischen hegemonialen (inhärent männlichen) Leitbild des machtorientierten Politikers zu ändern, aber immerhin sei die vielleicht bedeutendste Veränderung „in der sich normalisierenden weiblichen Partizipation an der sozialen Elite" (Scholz 2010: 397) zu sehen. Ganz besonders aber sei auf Folgendem zu bestehen: „Auch wenn die Kanzlerin in ihrer sozialen Praxis des Politikmachens in zentralen Aspekten dem hegemonialen Männlichkeitskonstrukt folgt und es somit reproduziert und stabilisiert, ist Merkel dennoch keine Repräsentantin hegemonialer Männlichkeit" (Scholz 2010: 397). Scholz verweist daraufhin auf Medienreaktionen nach einem Auftritt Merkels im Abendkleid mit tiefem Dekolleté, um den für sie wesentlichen Unterschied und die Angemessenheit eines Konzepts hegemonialer Weiblichkeit zu betonen: Letztlich bleibe nämlich in der Wahrnehmung von Politikerinnen die „Dichotomie des Geschlechtskörpers" (Scholz 2010: 397) weiterhin von zentraler Bedeutung. Die Anerkennung für ihren politischen Erfolg werde Merkel vorwiegend als Politiker*in* zuteil, d. h., weil sie eine „Frau" sei. Weiblichkeit, so zeige das Beispiel Merkel, sei

> „nicht mehr per se männlich dominiert. Einer kleinen Gruppe von Frauen gelingt es, in die soziale Elite des politischen Feldes aufzusteigen und neue Leitbilder von Weiblichkeit zu kreieren, die sich nicht mehr [...] aus einem Einverständnis mit der Subordination des eigenen Geschlechts und einer Ausrichtung auf männliche Interessen auszeichnen. In der heterosozialen Dimension kann demnach nicht länger von einer klaren Geschlechterasymmetrie zu Gunsten von Männern gesprochen werden, die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern beginnen sich zu durchkreuzen" (Scholz 2010: 397).

femininity" genannt wird, wird also in der Regel nicht, und wenn doch, dann nur insofern hinausgegangen, als – so z. B. bei Mimi Schippers – auf den durchaus relevanten Sachverhalt einer (der Männlichkeit ähnlichen) hierarchischen Stratifizierung von Weiblichkeit hingewiesen wird. Im Gegensatz dazu wird bei Sylka Scholz – wie sich gleich zeigen wird – eine hegemoniale Weiblichkeit in erster Linie aus der verstärkten Einnahme von gesellschaftlichen Spitzen- und Machtpositionen durch Frauen abgeleitet. Hier lassen sich also zwei sehr unterschiedliche Verwendungsweisen bzw. Konzeptualisierungen von hegemonialer Weiblichkeit konstatieren, die es in einer Auseinandersetzung mit dem Begriff grundsätzlich zu berücksichtigen gilt.

Die wachsende Teilhabe von Frauen an der sozialen Elite sei aus dieser Perspektive durchaus als eine „Enteignung hegemonialer Männlichkeit" aufzufassen, „sie ist nicht mehr exklusiv männlich und bildet den Stoff, aus dem hegemoniale Weiblichkeit hergestellt wird" (Scholz 2010: 398).

3 … oder Verkörperungen hegemonialer Männlichkeit durch Frauen?

Ausgehend von den voranstehenden Ausführungen mag man zunächst einmal zugestehen, dass die Annahme einer hegemonialen Weiblichkeit, zumindest auf den ersten Blick, nicht jeglicher Plausibilität entbehrt. Betrachtet man die steigende Zahl von Frauen in beruflichen Spitzenpositionen – und lässt man einmal die Frage außer Acht, ob sich Angela Merkel zur Begründung eines Konzepts hegemonialer Weiblichkeit wirklich eignet[3] –, dann scheint einiges dafür zu sprechen, dass heute und entgegen der ursprünglichen These Connells auch Frauen einen machtvollen gesellschaftlichen Status erlangen können. Insofern könnte von einer Weiblichkeit gesprochen werden, die als hegemonial zu bezeichnen wäre. Erst bei genauerem Hinsehen lassen sich auch so manche problematische Verkürzungen feststellen, mit denen das Konzept einer hegemonialen Weiblichkeit gewissermaßen erkauft wird (und wohl auch erkauft werden muss).

So lohnt sich beispielsweise ein längerer und tieferer Blick auf einen Sachverhalt, den Sylka Scholz zwar konstatiert, über den sie aber recht leicht(fertig) hinwegzugehen scheint. Sie stellt sehr richtig fest, dass gesellschaftliche Felder wie Politik (ebenso wie Wirtschaft, Wissenschaft etc.) seit jeher männlich dominiert sind und darin inhärent männliche Berufsideale (des Politikers, des Managers, des Wissenschaftlers usw.) gelten. Frauen können heute – und tun dies auch zunehmend – in diesen Feldern höchst erfolgreiche Karrieren machen, bis hinauf zu hohen Machtpositionen. Grundbedingung dafür ist, dass sie die im jeweiligen Feld geltenden Normen und Werte, die eben im Kern männliche sind, annehmen und zu deren Reproduktion beitragen. Auch Angela Merkel muss sich, um als Politikerin erfolgreich zu sein, dem feldimmanenten Kampf um Macht stellen. Insofern lässt sich also festhalten, dass diese männlichen Ideale bzw. die darin subsumierten Kompetenzen und Eigenschaften offenbar nicht (mehr) auf das männliche Geschlecht beschränkt sind. Auch Frauen können anerkannte Trägerinnen dieser Eigenschaften sein und den Idealen nicht nur genügen, sondern diesen mitunter besser und erfolgreicher entsprechen als mancher Mann. Wiewohl es sich also bei diesen Berufsidealen um männliche (und mit der Konstruktion von Männlichkeit eng verknüpfte) Ideale handelt, sind diese zugleich in so geringem Ausmaß geschlechtlich konnotiert und so allgemein formuliert, dass das Geschlecht von untergeordneter Be-

3 Die Bundeskanzlerin scheint in vielen Belangen eher eine Ausnahmeerscheinung als der Regelfall weiblicher (politischer) Karrieren zu sein (vgl. z. B. Knaut 2010: 56), als dass sie tatsächlich als empirischer Beleg einer sich abzeichnenden „Durchkreuzung" geschlechtlicher Machtverhältnisse dienen könnte. Ihre Tauglichkeit als Prototyp einer hegemonialen Weiblichkeit darf insofern durchaus in Frage gestellt werden.

deutung scheint, solange den Idealen entsprochen wird, und daher auch Frauen nicht ausgeschlossen sind. Dass diese Berufsleitbilder stets auch Männlichkeitsideale sind, ist demnach ein Sachverhalt, der nicht offen zutage tritt und deshalb in der Regel von niemandem – auch und gerade von Männern nicht – bewusst wahrgenommen wird. Dies entspricht einem Phänomen, das Michael Meuser in Anknüpfung an Georg Simmel eine „Hypostasierung des Männlichen zum Allgemein-Menschlichen" (Meuser 2001: 14f.; 2008: 48) nennt: Das Männliche ist in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft gleichsam ein Allgemeines; es ist sozusagen der (weiße, bürgerliche) Mann, der das Leitbild des autonomen, konkurrenzfähigen, sich im Wettbewerb behauptenden bürgerlichen Subjekts verkörpert. Männlichkeit ist insofern – jedenfalls bis in die jüngere Vergangenheit[4] – nicht geschlechtlich markiert, denn ihr Wesen ist jenes des Bürgers schlechthin. Ebenso (und eben deshalb) implizieren Berufsideale, nach der historischen Trennung von öffentlicher und privater bzw. häuslicher Sphäre, in aller Regel Männlichkeitsideale, wenn sie auch nicht primär als solche erscheinen.[5] Vor diesem Hintergrund lässt sich der fragliche Sachverhalt dann aber eben auch ganz anders wenden als bei Sylka Scholz: Wenn es immer mehr Frauen gelingt, in traditionell männlichen Domänen mit den dort vorherrschenden androzentrischen Berufsidealen zu reüssieren, indem sie diese (notwendigerweise) internalisieren und reproduzieren, dann scheint es durchaus und eher angemessen zu sein – auch wenn dies zunächst recht paradox klingen mag –, von einer Verkörperung hegemonialer Männlichkeit durch Frauen als von einer hegemonialen Weiblichkeit im emphatischen Sinne zu sprechen. Männlichkeit an sich mögen sie als Frauen – da ist Scholz zuzustimmen – nicht repräsentieren, aber in jedem Fall repräsentieren sie Ideale, die in der jeweiligen Institution historisch gewachsen sind und welchen zutiefst männliche bzw. mit der Konstruktion hegemonialer Männlichkeit eng verbundene Werte inkorporieren. Das Diktum einer hegemonialen Weiblichkeit scheint gerade diesen Aspekt zu übergehen und den Blick auf das Männliche hinter dem Allgemeinen zu verhindern, auf den Androzentrismus der Ideale, die von den Frauen angeeignet und reproduziert werden (und dies auch unbedingt müssen, um eine erfolgreiche Karriere zu gewährleisten). „Hegemoniale Weiblichkeit" verstellt so die Einsicht in die sukzessive Angleichung der Handlungspraxen von Frauen an das genuin männliche Leitbild wie auch in die Gewachsenheit der Handlungsnormen in patriarchal-kapitalistischen, d. h. unter der Dominanz von Männern entstandenen gesellschaftlichen Strukturen, in denen der Mann nach wie vor das normative Zentrum darstellt.

4 Geschlecht und Wettbewerb

Führt man diese Überlegungen weiter, gelangt man zu einer weiteren Frage, die allerdings unter der Annahme einer hegemonialen Weiblichkeit ebenfalls nur schwerlich

4 Angesichts der hohen Aufmerksamkeit, die Männlichkeit in den letzten Jahren wissenschaftlich wie gesellschaftlich erfährt – siehe etwa den aktuellen Diskurs um den „Mann in der Krise" (dazu Bereswill/Neuber 2011) –, mag dies heute vielleicht nicht mehr uneingeschränkt gelten.

5 Ähnliche Überlegungen finden sich übrigens auch in früheren Arbeiten von Sylka Scholz (z. B. Scholz 2004). Dort ist etwa die Rede von der „Unsichtbarkeit" als zentralstem Merkmal moderner Männlichkeit.

in den Fokus rücken dürfte: Wenn die vorherrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse geprägt sind von inhärent männlichen bzw. von in traditionell von Männern dominierten Feldern entwickelten Idealen und wenn also der berufliche Erfolg (der insofern selbst einen Wert höchst androzentrischer Prägung repräsentiert) unter diesen Bedingungen nur über die Inkorporierung „männlicher" Eigenschaften zu haben ist, sind dies dann nicht Verhältnisse, die Frauen schon von vornherein eher zum Nachteil gereichen als Männern?

Wirft man einen Blick auf die gegenwärtigen politischen und ökonomischen Verhältnisse unter den Prämissen fortschreitender Globalisierung, so dürfte deren zentralstes Charakteristikum in einer extremen Zuspitzung von Konkurrenz und Wettbewerb auf allen Ebenen der Gesellschaft bestehen, von den Subventions- und Steuersenkungswettläufen zwischen Nationalstaaten um den besten „Wirtschaftsstandort" bis hinunter zur alltäglichen Konkurrenz im Betrieb und dem ständig rauer werdenden Wettbewerb im Kampf um Lebens- und Karrierechancen auf den Arbeits- und Bildungsmärkten. „Denken in Kompetitivität" (Sauer 2011: 97) ist somit die Schlüsseleigenschaft, die besitzen oder sich aneignen muss, wer erfolgreich sein und in gesellschaftliche Machtpositionen aufsteigen möchte. Nun wird gerade in zentralen Werken der Geschlechterforschung, insbesondere der Männlichkeitsforschung, ein struktureller Zusammenhang zwischen Kompetition und Männlichkeit postuliert. Michael Meuser (2001, 2006a, 2006b) stellt etwa unter Rekurs auf Pierre Bourdieu (1997) eine „kompetitive Struktur von Männlichkeit" (Meuser 2006b: 163) fest. Männlichkeit im Sinne der Ausbildung eines männlichen Habitus entstehe im Rahmen von „ernsten Spielen des Wettbewerbs" unter Männern, in denen sich Männer eine „libido dominandi" aneigneten, sozusagen den „Wunsch, die anderen Männer [und erst in zweiter Linie die Frauen, A. S.] zu dominieren" (Bourdieu 1997: 215). In den ernsten Spielen des Wettbewerbs lernten sie also zum einen die Spielregeln des Wettbewerbs, vor allem aber lernten sie, „diese Spiele zu lieben, mithin die Machtspiele zu lieben, die der Wettbewerb immer impliziert" (Meuser 2006b: 171). Männliche Vergesellschaftung verläuft also demnach besonders im Modus des Wettbewerbs. In dieser Hinsicht können Machtstreben und Wettbewerb als genuin männliche Handlungsorientierungen, quasi als „‚männliche Prinzipien' der Externalisierung" (Böhnisch 2004: 44) begriffen werden. Ganz besonders aber macht ihre geschlechtsspezifische Vergesellschaftung Männer per se konkurrenzorientierter und prädestiniert sie so für derart kompetitive Verhältnisse, wie sie in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft und mehr noch in deren neoliberaler Ausformung bestimmend sind.

Wissenschaftliche Studien legen nahe, dass Frauen diese Konkurrenzorientierung, die Männer (freilich nicht alle gleichermaßen) offenbar schon von klein auf introjizieren, häufig – zumindest aber häufiger als Männern – abgeht (vgl. etwa entsprechende Studien aus den Wirtschaftswissenschaften; dazu im Überblick Niederle/Vesterlund 2011). Dies beschränkt sich auch nicht auf den Bereich der Ökonomie, in dem der Wettbewerb besonders hoch und Frauen der Zugang zu Spitzenpositionen nach wie vor weitgehend verwehrt ist, sondern äußert sich auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen. So zeichnet sich etwa in der Wissenschaft, die sich unter den polit-ökonomischen Bedingungen der Gegenwart ebenfalls zu einem extrem kompetitiven Feld entwickelt hat und den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern hohe Flexibilität sowie Mobilität abverlangt,

die Tendenz ab, dass Jungwissenschaftlerinnen eher ihre wissenschaftliche Laufbahn abbrechen (oder dies in Erwägung ziehen) als ihre männlichen Kollegen, zumindest aber das hoch kompetitive Arbeitsumfeld wesentlich häufiger als Grund für einen Weggang anführen. „[D]ie wahrgenommenen normativen Anforderungen an eine Karriere in der Wissenschaft" – so lässt sich schließen – „[scheinen] eine bessere Passform mit als männlich konnotierten biographischen Mustern als mit weiblichen zu haben" (Felt/Fochler 2010: 321). Allgemein kann auch festgestellt werden, dass Frauen weitaus stärker mit prekären Arbeitsbedingungen konfrontiert sind als Männer. Sie sind beispielsweise wesentlich öfter von Teilzeitarbeit betroffen (wenngleich dies auch immer mehr Männer trifft), besonders aber ist ein großer Teil von Frauen in Niedriglohnsektoren (insbesondere im Sozial- und Dienstleistungssektor) beschäftigt. Frauen befinden sich also, wie es scheint, unter den gegebenen kompetitiven Bedingungen tendenziell im Nachteil, und zwar im Prinzip bereits aufgrund ihrer Vergesellschaftung als Frauen. Zwar werden ihnen im Hinblick auf das Berufsleben durchaus Werte wie Ehrgeiz und Wettbewerbsorientierung – quasi „typisch männliche" Orientierungsmuster – vermittelt, letztendlich werden sie aber auch und vor allem zu Frauen erzogen, mit entsprechenden „weiblichen" Handlungs- und Verhaltensnormen. Man könnte hier mit Regina Becker-Schmidt (1991, 2003) von einer „doppelten Vergesellschaftung" von Frauen sprechen. Sozialisation wie Individuation von Frauen sind geprägt sowohl von inhärent männlichen Normen im Zusammenhang mit Beruf und Karriere als auch von spezifisch „weiblichen" Normen und Rollenerwartungen, vor allem hinsichtlich Familie, Haushalt und Kindererziehung, die recht schwer miteinander in Einklang zu bringen sind. Insbesondere gelten für Frauen auch (in ganz anderem Ausmaß als für Männer) äußerst wirkmächtige Schönheitsideale und -imperative (vgl. Degele 2004). Dies betrifft gerade Karrierefrauen: Sie müssen in ihrem Job in der Regel nicht nur besser sein als Männer, sondern dürfen dabei auch ihre Weiblichkeit nicht verlieren (vgl. auch Bourdieu 2001: 16ff.).[6] Im Gegensatz dazu werden Männer grundsätzlich (mehr oder weniger) unter Rahmenbedingungen des Wettbewerbs vergesellschaftet, ja auf die Konkurrenz in der von männlich konnotierten Leistungsprinzipien durchzogenen öffentlichen (beruflichen) Sphäre hin sozialisiert. Noch dort, wo Frauen eine hohe Wettbewerbs- und Karriereorientierung aufweisen, reicht es häufig nicht für eine Top-Position. Auch dies lässt sich mit Meuser auf die kompetitive Struktur von Männlichkeit zurückführen, welche letztlich die männliche Machtposition gegenüber Frauen absichert: „Es genügt nicht, die Spielregeln zu kennen, das Machtspiel als solches muss geliebt werden, will man reüssieren. Und genau dies wird in vielfältigen Strukturübungen in der homosozialen Dimension [d. h. im Wettbewerb unter Männern,

6 Auf diese Weise könnte man übrigens auch das von Scholz gebrachte Beispiel von Angela Merkel im Abendkleid – und damit letztlich ganz anders als Scholz – interpretieren: Auftritte von Angela Merkel im Abendkleid verweisen in ihrer Bedeutung wahrscheinlich nicht so sehr (oder nur sekundär) darauf, dass sie eine Frau ist, als vielmehr auf damit zusammenhängende Weiblichkeitsnormen. Auch und vielleicht vor allem Frauen in Machtpositionen müssen ein gewisses Maß an Weiblichkeit ausstrahlen, um (noch) als Frauen identifiziert zu werden. Die Medienreaktion auf Merkels Dekolleté lässt sich insofern als ein „performativer Akt der Vergeschlechtlichung" (Lünenborg et al. 2009: 98) begreifen, der quasi ihr Frausein bestätigt. Was Scholz also als Kriterium zur Scheidung der hegemonialen Weiblichkeit von der hegemonialen Männlichkeit heranzieht, könnte ebenso gut als zusätzliche (und vor allem zusätzlich benachteiligende) Zumutung einer „doppelten" weiblichen Vergesellschaftung unter (patriarchal-)kapitalistischen Prämissen aufgefasst werden.

A. S.] zugrunde gelegt, habitualisiert und inkorporiert“ (Meuser 2006b: 171). Die genuin männliche, im Zuge der männlichen Vergesellschaftung erworbene Liebe zum Wettbewerb ergibt sozusagen den Unterschied. In einer früheren Arbeit habe ich daher mit Blick auf die von Meuser konstatierte kompetitive Struktur von Männlichkeit die Hypothese formuliert, dass die aktuellen, von einer sukzessiven Verschärfung von Konkurrenz und Wettbewerb geprägten gesellschaftlichen Verhältnisse als die gegenwärtige Form männlicher Herrschaft aufgefasst werden können (Stückler 2011).

5 Hegemoniale Weiblichkeit und die Dialektik der Gleichstellung

Die hier erörterten Kritikpunkte zum Begriff der hegemonialen Weiblichkeit waren bislang vorrangig auf blinde Flecken bzw. (als solche identifizierte) theoretische Verkürzungen des Konzepts gerichtet, wie es im Text von Sylka Scholz (2010) skizziert wurde. Es sind Verkürzungen, die es meines Erachtens erst ermöglichen, schlüssig und plausibel von einer hegemonialen Weiblichkeit zu sprechen, indem sozusagen (bewusst oder unbewusst) ausgeblendet wird, was sonst gegen die Annahme einer hegemonialen Weiblichkeit spräche. Ausgeblendet werden muss dabei etwa, dass die Ideale und Orientierungsmuster, die „hegemoniale Frauen“ sich aneignen und repräsentieren, Ideale einer hegemonialen Männlichkeit sind. Es scheint tatsächlich bei aller Widersprüchlichkeit eher so zu sein, dass hegemoniale Männlichkeit mittlerweile – zumindest partiell – auch Frauen offensteht (vgl. ähnlich auch Sauer 2011). Dass Frauen biologisch gesehen keine Männer sind, mag allein noch nicht rechtfertigen, daraus eine hegemoniale Weiblichkeit abzuleiten – jedenfalls nicht, ohne dem biologischen Geschlecht, gegen alle feministischen Überzeugungen, eine allzu hohe Bedeutung einzuräumen. Hinzu kommt, dass die vorherrschenden neoliberalen, von männlichen Idealen geprägten, hoch kompetitiven gesellschaftlichen Verhältnisse aufgrund komplexer, (nach wie vor weitgehend) geschlechtsspezifischer Vergesellschaftungsprozesse Frauen tendenziell stärker benachteiligen als Männer oder ihnen zumindest für eine erfolgreiche (berufliche) Performance mehr – nämlich die Vermittlung von häufig schwer miteinander zu vermittelnden, mitunter vielleicht auch widersprüchlichen „weiblichen“ und „männlichen“ Handlungspraxen – abverlangen. Von einer „Enteignung hegemonialer Männlichkeit“, wie sie Scholz (2010: 398) behauptet, kann also höchstens dahingehend die Rede sein, dass hegemoniale Männlichkeit nun eben nicht mehr ausschließlich Männern offensteht.

Gerade aufgrund solcher theoretischen Verkürzungen vermag die Analyse des Begriffs einer hegemonialen Weiblichkeit nun meines Erachtens auch den Blick zu eröffnen auf einige – aus einer gesellschaftskritischen Perspektive recht problematische – ideologische Momente, insofern diese den konstatierten konzeptuellen Schwächen wesentlich zugrunde liegen dürften. Diese ideologischen Momente sind dabei auch nicht nur auf das besprochene Konzept einer hegemonialen Weiblichkeit beschränkt, sondern dürften durchaus symptomatisch sein für weitere Teile der aktuellen feministisch-wissenschaftlichen Theoriebildung. Freilich ist feministische Theorie alles andere

als ein homogenes Feld, weshalb die im Folgenden angestellten Überlegungen weder Geltung für die gesamte feministische Theorie beanspruchen können noch wollen. Es ist allerdings zu vermuten, dass die unterstellte ideologische Problematik überall dort mehr oder weniger wirksam ist, wo eine grundsätzliche Identifikation mit den Zielen der Geschlechtergleichstellung besteht und feministische Theorie mit gegenwärtig praktizierten Gleichstellungspolitiken sympathisiert (wenn nicht gelegentlich sogar koaliert). Formuliert werden soll hier also die Hypothese eines allgemeinen – an der diskutierten Scholzschen Definition und Begründung einer „hegemonialen Weiblichkeit" sich exemplarisch konkretisierenden – Ideologieproblems innerhalb der feministischen Theorie unter dem zeitgenössischen Gleichstellungsparadigma.[7]

Die Analyse des Begriffs der hegemonialen Weiblichkeit bei Sylka Scholz hat unter anderem die Einsicht nahegelegt, dass die Idee der weiblichen Gleichstellung, soweit sie die Emanzipation der Frau vorwiegend im Bereich der Erwerbsarbeit verortet und in erfolgreichen Berufskarrieren sowie der Einnahme gesellschaftlicher Machtpositionen verwirklicht sieht, offenbar fast notwendig mit einer Ausblendung der Tatsache einer sukzessiven Angleichung weiblicher Handlungspraxen an bzw. der totalen Vereidigung von Frauen auf inhärent männliche Berufsideale einherzugehen scheint. Das gegenwärtige Vordringen von Frauen in Spitzenfunktionen mag natürlich so interpretiert werden können wie es Sylka Scholz tut, dass nämlich Weiblichkeit heute „nicht mehr per se männlich dominiert" ist und sich nicht mehr durch eine „Subordination des eigenen Geschlechts" und eine „Ausrichtung auf männliche Interessen" (Scholz 2010: 397) auszeichnet – zumindest wenn man damit die Interessen konkreter Männer meint –, aber in jedem Fall bedeutet es eine Reproduktion des vorherrschenden kapitalistischen, androzentrischen, inhärent patriarchalen Systems. Das ist insofern bemerkenswert, als es doch gerade das „kapitalistische Patriarchat" war, dessen Überwindung die feministische Bewegung anstrebte. Verbunden mit dem zeitgenössischen Gleichstellungsparadigma scheint also aus dieser Perspektive vor allem – jedenfalls tendenziell – die Preisgabe konsequent gesellschafts- und kapitalismuskritischer Momente. Dies kann besonders auch am Konzept der hegemonialen Weiblichkeit, wie Scholz es prägt, abgelesen werden: Phänomene, die es aus einer gesellschaftskritischen Perspektive eigentlich zu hinterfragen gälte – Hegemonie, Macht, soziale Eliten (und damit stets zusammenhängend: soziale Ungleichheit) –, all das wird nicht kritisiert, sondern im Grunde und ganz im Gegenteil affirmiert. Wenn sich eine hegemoniale Weiblichkeit entwickelt, dann ist das offenbar gut, denn es bedeutet, dass sich „die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern […] zu durchkreuzen" beginnen (Scholz 2010: 397) und endlich auch Frauen (zumindest ein paar von ihnen) ganz oben mitspielen. Gleichstellung, so hat es den Anschein, ist nach dieser Logik dann erreicht, wenn auch Frauen in die soziale Elite aufsteigen (und nicht etwa – eigentlich paradox –, wenn ein allgemeiner Zustand sozialer Gleichheit hergestellt ist). So verkommt aber jede Gleichstellungsidee, wenn auch kontraintentional, zur ideologischen Stütze und zur Rechtfertigung der bestehenden, strukturell von Ungleichheit geprägten gesellschaftlichen Verhältnisse.

7 Der Hinweis auf den hypothetischen Charakter der anschließenden Ausführungen ist dabei wörtlich zu nehmen: Was im Folgenden am konkreten Fall der „hegemonialen Weiblichkeit" plausibilisiert werden soll, wäre noch durch weitere Untersuchungen anderer aktueller geschlechtertheoretischer Arbeiten zu erhärten.

Besonders groß ist die Ideologiegefahr daher bezeichnenderweise – aber wohl nicht zufällig – gerade dort, wo sich Gleichstellungsbestrebungen mit einer Kritik an bestehenden polit-ökonomischen Strukturen verbinden und eine Veränderungsbedürftigkeit des vorherrschenden Produktionsregimes erkannt und thematisiert wird. Dort wird dann zuweilen der Erwartung Ausdruck verliehen, mit dem Einzug von Frauen (wobei hier in erster Linie „weibliche" Charaktereigenschaften gemeint zu sein scheinen) in ursprünglich männliche Bastionen wie die Ökonomie könne ein nachhaltiger Wandel des kapitalistischen Systems erreicht werden, wird also sozusagen bereits der Traum einer „weiblicheren" Wirtschaft und damit einer gerechteren Gesellschaft geträumt, die über den Umweg der Gleichstellung der Geschlechter zu realisieren sei.[8] Dass Frauen, wenn sie den Sprung in die wirtschaftliche Elite geschafft haben, die dort vorherrschenden, maskulinen Normen und Leitbilder des „guten Managers" bereits so weit internalisiert und inkorporiert haben, dass sie diese kaum noch hinterfragen (vgl. Hanappi-Egger 2011), dass also, zugespitzt formuliert, nicht die Wirtschaft weiblich, sondern die Frauen männlich werden – oder dies jedenfalls, wie auch jeder Mann, sein müssen, um unter derart kompetitiven Bedingungen zu reüssieren –, ist eine wahrscheinlich nur ungern eingestandene Tatsache. Gleichstellung als der avancierte Modus weiblicher Emanzipation erweist sich hier in gewisser Weise als dialektisch: Sie verspricht die soziale Gleichheit zwischen Mann und Frau, bringt aber lediglich die Angleichung an das männliche Ideal. Überwunden wird damit nicht das kapitalistische Patriarchat, überwunden wird nur, was darin einmal das „Weibliche" war. Tatsächlich scheint das kapitalistische Patriarchat mit seinen Wert- und Ordnungssystemen und seiner rücksichtslosen Profit- und Wettbewerbslogik heute stabiler zu sein und sich ungehemmter fortzuentwickeln denn je.

Die grundsätzliche Affirmation des gesellschaftlichen Status quo, die der Geschlechtergleichstellung in ihrer institutionalisierten Form offenbar weitgehend innewohnt, wird nicht zuletzt sichtbar, wenn man sich vergegenwärtigt, auf welcher Ebene die Gleichstellung der Frau und ihre praktische Realisierung überwiegend, insbesondere im medialen und frauenpolitischen Diskurs, verhandelt werden: So scheint das Niveau der erreichten Gleichstellung in erster Linie am Vordringen von Frauen in Unternehmensvorstände und Aufsichtsräte festgemacht zu werden (Stichwort Frauenquote). Der *Gender Pay Gap* wird zunehmend an der Differenz von weiblichen und männlichen Managergehältern diskutiert (vgl. z. B. BMFSFJ 2011). Vordergründig, so hat man manchmal den Eindruck, handelt es sich bei der Gleichstellung also um eine Art Eliteprojekt. Dass die Notwendigkeit der Erwerbsarbeit zwecks individueller Existenzsicherung gerade Frauen in prekäre Beschäftigungsverhältnisse zwingt, erscheint höchstens, wenn überhaupt, als ein Nebenschauplatz der Gleichstellungsdebatte. Paradoxe Effekte der Gleichstellungspolitik, die deren „Erfolg" schmälern oder zumindest zu einer ambivalenten Bewertung ihres Wirkens führen müssten, werden von ihren Akteurinnen und

8 Nach derselben naturalistischen Logik ist z. B. die jüngste Finanzkrise eine „Männerkrise" gewesen, verursacht durch „die Gier, das Spielertum und das Risikoverhalten von testosterongesteuerten Derivathändlern, Bankern und Managern" (Sauer 2011: 80), und hätte so nicht stattgefunden, wenn etwa die Investmentbank „Lehman Brothers" von den „Lehman Sisters" geleitet worden wäre (so die Chefin der Women's World Bank, Mary Iskenderian, in einem Spiegel-Online-Interview vom 11.05.2009; siehe www.spiegel.de/wirtschaft/women-s-world-bank-lehman-sisters-haetten-uns-die-krise-erspart-a-623712.html; Zugriff am 6. Juli 2013).

Akteuren in der Regel konsequent ausgeblendet. So ließe sich ja z. B. ohne weiteres feststellen, dass die in den letzten Jahrzehnten erreichte „Emanzipation der Frau" vor allen Dingen eine Emanzipation weißer Mittelschichtfrauen ist, die sich überdies weniger einer Verschiebung im Geschlechterverhältnis verdankt als vielmehr einer Entlastung von Reproduktionstätigkeiten durch deren Übernahme durch Frauen aus unteren sozialen Schichten, insbesondere durch Migrantinnen. Birgit Rommelspacher spricht in diesem Zusammenhang von einer „ethnischen Unterschichtung" (2009: 171).[9] Die immanente und zwangsläufige Ungerechtigkeit in kapitalistischen Gesellschaften wird offensichtlich nicht (mehr) hinterfragt. Die Geschlechtergleichstellung scheint sich hier einzufügen in eine ganze Reihe von gesellschaftlichen Gleichheitsbestrebungen und -postulaten, die zum notwendigen Schein verkommen, wo soziale Gleichheit bereits systematisch verstellt ist, und die daher tendenziell die weitere Privilegierung bereits Privilegierter befördern. Am Ende ist es eine kleine Minderheit von Frauen, die davon wirklich zu profitieren vermag.[10]

Was hier zugegebenermaßen recht provokant, teilweise vielleicht auch etwas polemisch vorgetragen wird, soll letztlich auf einen potenziellen, mit dem zeitgenössischen Gleichstellungsparadigma in Zusammenhang stehenden und am Beispiel der „hegemonialen Weiblichkeit" bei Scholz exemplarisch veranschaulichten Verlust kritischen und aufklärerischen Potenzials feministisch-wissenschaftlicher Theoriearbeit aufmerksam machen. Damit wäre freilich zugleich eine Entwicklung angedeutet, die gerade – im eigenen Interesse – aus feministischer Perspektive kritisch zu betrachten und auf ihre Ursachen hin zu analysieren wäre. Diese sind wahrscheinlich in den Bedingungen und der Eigendynamik von Gesellschaftskritik selbst zu suchen. Bereits Adorno hat sehr eindringlich auf eine Gefahr aufmerksam gemacht, die kritisch orientierte Theorien bedroht, weil und wo sie in der Absicht, aus dem Bestehenden heraus eine Veränderung der Verhältnisse zu bewirken, gezwungen sind, ihre Kritik ins Positive zu wenden: Ihnen wird der kritische Stachel gezogen. Um aktiv etwas zu ändern – etwa auf dem Wege einer Gleichstellungspolitik –, muss die Kritik so weit abgemildert werden, dass sie mit dem Bestehenden kommensurabel wird. In aller Regel geht dies aber nur um den Preis schlechter Kompromisse mit jenen Verhältnissen, die, um auch nur im Entferntesten an so etwas wie einen substanziellen Wandel denken zu können, konsequent und eben daher kompromisslos zur Disposition zu stellen wären. Gerade dem gegenwärtigen Gleichstellungsparadigma scheint jedes kapitalismuskritische Element, das die feministische Theorie einmal ausgezeichnet hat (und abseits des feministischen Mainstreams durchaus auch heute noch auszeichnet), genommen zu sein. Wenn das Ziel

9 Bei Rommelspacher ist im Hinblick auf die „emanzipierten weißen Mittelschichtfrauen" übrigens ebenfalls, jedoch in einer weitaus kritischeren Weise als etwa bei Sylka Scholz, von „hegemonialen Weiblichkeiten" die Rede (Rommelspacher 2009).

10 Weitere Hinweise auf Sachverhalte, die den „Erfolg" der Gleichstellungspolitik relativieren – z. B. dass sich der gegenwärtig vor allem in der Politik für Frauen offenere Zugang zu Machtpositionen wohl nicht zufällig zu einer Zeit ergibt, in der das politische System längst an Macht und gesellschaftlichem Einfluss eingebüßt hat (vgl. auch Aulenbacher 2010: 337), oder dass die westlichen kapitalistischen Gesellschaften es sich zu ihrer nachhaltigen Reproduktion angesichts des demographischen Wandels im Grunde gar nicht leisten können, auf die lückenlose Integration von Frauen in den Arbeitsmarkt (über kurz oder lang wohl zwangsläufig auch in Unternehmensvorstände und Aufsichtsräte) zu verzichten –, sind im Angesicht des eben Gesagten wahrscheinlich eher nebensächlich.

darin besteht, möglichst viele Frauen in die soziale Elite zu bringen, ja quasi eine hegemoniale Weiblichkeit zu entwickeln, wenn das Ziel also nicht mehr die Überwindung des kapitalistischen (und inhärent patriarchalen, androzentrischen) Systems ist, sondern die möglichst große Teilhabe von Frauen an der herrschenden, sozial ungerechten Ordnung, dann droht mit der feministischen Theorie eine zentrale Akteurin und einer der in den letzten Jahrzehnten vielleicht wertvollsten Impulsgeber und Hoffnungsträger einer kritischen Gesellschaftstheorie verlorenzugehen.

6 Fazit

Die vorgelegte Analyse des Konzepts einer hegemonialen Weiblichkeit hat letztlich vor allen Dingen so manchen ideologischen Fallstrick der zeitgenössischen feministischen, insbesondere einer am Ziel der Geschlechtergleichstellung orientierten Theoriebildung offenbart: Hegemoniale Weiblichkeit scheint so etwas wie die Vollendungsgestalt der weiblichen Gleichstellung zu verkörpern, die sich gleichsam mit dem Aufrücken von Frauen in gesellschaftliche Elite- und Machtpositionen realisiert. Mit einer solchen Grundausrichtung der Gleichstellung ist allerdings fast zwangsläufig eine (bewusste oder unbewusste) Affirmation der bestehenden – und aus feministischer Perspektive eigentlich kritisierten – gesellschaftlichen Verhältnisse verbunden.

Dies äußert sich zum einen darin, dass andere Formen sozialer Ungleichheit als Geschlecht systematisch ausgeblendet und nicht hinterfragt werden. So finden etwa klassen- oder ethnizitäts- bzw. nationalitätsbezogene (wie auch andere) Ungleichheitslagen im Hinblick auf die Geschlechtergleichstellung kaum Berücksichtigung (vor allem dort nicht, wo sich die Gleichstellung diesen mitunter sogar verdankt).[11] Das affirmative Moment besteht hier also in einer – entgegen dem kritischen Anspruch feministischer Theorien – nicht grundsätzlichen oder zumindest nicht konsequenten Infragestellung gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse. Auch am erörterten Begriff der hegemonialen Weiblichkeit – jedenfalls sofern er nicht, wie etwa bei Birgit Rommelspacher (siehe Fußnote 9) explizit und unmissverständlich als kritische Kategorie verwendet wird – lässt sich ablesen, dass es offenbar nicht Herrschaftsförmigkeit per se ist, die abgelehnt wird; entscheidend scheint vor allem zu sein, dass es sich um keine Herrschaft qua Geschlecht handelt und auch Frauen an der herrschenden Ordnung teilhaben können. Dies wird bei Scholz freilich an keiner Stelle so direkt ausgesprochen, ergibt sich aber implizit aus dem äußerst gleichstellungsoptimistischen Charakter ihrer Begriffsbestimmung. Dass es sich bei diesen Frauen immer nur um eine kleine Minderheit handelt, wird nicht problematisiert. Ein fundamentaler Wandel der gesellschaftlichen Verhältnisse, wie ihn die feministische Bewegung anstrebt, wird also gerade durch die avancierte Geschlechtergleichstellung nicht erreicht (oder vielleicht – wer weiß – auch einfach nicht mehr angestrebt). An der „Grundschicht der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft“ (Adorno)

11 Dies sind Einwände, wie sie in letzter Zeit besonders auch von Vertreterinnen und Vertretern eines intersektionalitätstheoretischen Ansatzes in die theoretischen Debatten innerhalb der Geschlechterforschung eingebracht wurden (z. B. Klinger 2003; Klinger/Knapp/Sauer 2007; Klinger/Knapp 2008).

ändert – wider die Erwartungshaltung, wie sie zuweilen vor allem im medialen und frauenpolitischen Diskurs reflektiert – auch die höhere Zahl von Frauen in Führungspositionen nichts, die Mehrheit der Frauen (und Männer) bleibt – gegenwärtig sogar wieder verstärkt – in prekäre Arbeits- und Lebensverhältnisse gezwungen. Bourdieu zufolge besteht, ganz im Gegenteil, die Gefahr, im Zuge der Geschlechtergleichstellung bürgerliche Männer in gesellschaftlichen Machtpositionen durch noch bürgerlichere Frauen zu ersetzen, „die noch weiter auf der Seite der herrschenden Ordnung stehen" (Bourdieu 2001: 17).

Mit dieser im Grunde sehr affirmativen Haltung gegenüber den herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen ist daher auf eine gewisse – und freilich seltsame – Weise auch ein Einverständnis mit jenem Zustand verbunden, der eigentlich durch eine Gleichstellungspolitik überwunden werden soll: nämlich mit männlicher Herrschaft. Ausgeblendet wird, dass die Geschlechtergleichstellung vorwiegend auf dem Wege der Aneignung und Reproduktion von historisch in ursprünglich männlich dominierten Bereichen gewachsenen Normen und Handlungsorientierungen durch Frauen verläuft. Die kritisierte (androzentrische) Ordnung bleibt also im Kern trotz (oder vielleicht gerade aufgrund) des Aufsteigens von Frauen in gesellschaftliche Spitzenpositionen erhalten. Die offenkundige Selbsttäuschung darüber findet im Begriff der hegemonialen Weiblichkeit, so wie er von Sylka Scholz ausbuchstabiert wurde, insofern ihren Ausdruck, als dort als eine hegemoniale Form von Weiblichkeit definiert wird, was wahrscheinlich eher als eine unter neoliberalen Prämissen zu einer allgemeingültigen „hegemonialen Subjektivierungsform" (Sauer 2011: 97) gewordene hegemoniale Männlichkeit aufzufassen wäre. Die erfolgreiche Karrierefrau muss für ihren Erfolg – wie auch der Karrieremann – unter den höchst kompetitiven Bedingungen der Gegenwart im wahrsten Sinne des Wortes „ihren Mann stehen". Dass wahrscheinlich gerade diese Bedingungen für Frauen aufgrund ihrer geschlechtsspezifischen, gleichsam „doppelten" Vergesellschaftung (Frauen müssen im Beruf genauso (gut) wie Männer, aber dabei eben auch Frauen sein) eher von Nachteil sind, bleibt weitgehend unberücksichtigt. Das Konzept der hegemonialen Weiblichkeit suggeriert einen hegemonialen Status von Frauen (und Weiblichkeit), wo sie selbst und ganz besonders in gehobenen Machtpositionen lediglich Komplizinnen bzw. „Mittäterinnen" (Thürmer-Rohr 1987) einer androzentrischen, patriarchalen Ordnung sind, deren Logik sie gleichsam als die allgemein-menschliche anerkennen, sie sozusagen die Hypostasierung des Männlichen zum Allgemein-Menschlichen fortschreiben und so zur Aufrechterhaltung und Stabilisierung der herrschenden Verhältnisse beitragen.

Mit der hier vorgetragenen Kritik am zeitgenössischen Gleichstellungsparadigma soll im Übrigen keineswegs zum Ausdruck gebracht werden, eine Gleichstellungspolitik, wie sie gegenwärtig praktiziert wird, sei mit einer konsequent gesellschafts- und kapitalismuskritischen Haltung, wie sie in diesem Beitrag als existenziell für die feministische Theorie betrachtet wird, grundsätzlich nicht zu haben und solle am besten gar nicht erst betrieben werden. Dass die Gleichstellung für Frauen auch einige Verbesserungen gebracht hat und bis heute bringt – für manche mehr, für die Mehrheit wahrscheinlich (vor allem global gesehen) eher weniger –, soll hier nicht in Abrede gestellt werden. Auch gilt, dass jede noch so kleine Verbesserung – so es sich tatsächlich um eine qualitative Verbesserung handelt – es auch verdient, vollzogen zu werden. Es liegt

in der Natur der Sache, dass praktisch betriebener Feminismus, vor allem (aber nicht nur) im Sinne einer Frauen- und Gleichstellungspolitik, um überhaupt praktisch werden zu können, stets zu Kompromissen mit dem Bestehenden gezwungen ist. Eben deshalb hat sich aber gerade die Theorie davor zu hüten, es der Praxis gleichzutun. Ihre Aufgabe ist die konsequent kritische Analyse der gesellschaftlichen (Geschlechter-)Verhältnisse, und dies impliziert auch, die feministisch orientierte Praxis an ihren eigenen Ansprüchen zu messen und gegebenenfalls mit aller gebotenen Vehemenz zu kritisieren und über sich selbst aufzuklären. Wo Theorie dies nicht oder nur unzureichend leistet, riskiert sie ein unglückliches Zusammenfallen mit der Praxis – und dort lauert die Gefahr ihrer ideologischen Verklärung.

Literaturverzeichnis

Aulenbacher, Brigitte. (2010). Back to the Roots: Geschlecht als relationale Kategorie. Eine Frage an Michael Meuser. *Erwägen Wissen Ethik, 21*(3), 336–338.

Baker, Paul. (2008). *Sexed texts. Language, gender and sexuality.* London: Equinox.

Becker-Schmidt, Regina. (1991). Individuum, Klasse und Geschlecht aus der Perspektive der Kritischen Theorie. In Wolfgang Zapf (Hrsg.), *Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 25. Soziologentages in Frankfurt am Main 1990* (S. 383–394). Frankfurt/M.: Campus.

Becker-Schmidt, Regina. (2003). *Zur doppelten Vergesellschaftung von Frauen*. Zugriff am 26. Juni 2013 unter www.fu-berlin.de/sites/gpo/soz_eth/Geschlecht_als_Kategorie/Die_doppelte_Vergesellschaftung_von_Frauen/becker_schmidt_ohne.pdf.

Bereswill, Mechthild & Neuber, Anke. (Hrsg.). (2011). *In der Krise? Männlichkeiten im 21. Jahrhundert*. Münster: Westfälisches Dampfboot.

BMFSFJ. (2011). *Frauen in Führungspositionen: Entgeltunterschiede bei Vorständen.* Berlin: BMFSFJ.

Böhnisch, Lothar. (2004). *Männliche Sozialisation. Eine Einführung.* Weinheim: Juventa.

Bordo, Susan. (1993). *Unbearable weight. Feminism, western culture, and the body.* Berkeley: University of California Press.

Bourdieu, Pierre. (1997). Die männliche Herrschaft. In Irene Dölling & Beate Krais (Hrsg.), *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis* (S. 153–217). Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre. (2001). Teilen und herrschen. Zur symbolischen Ökonomie des Geschlechterverhältnisses. In Claudia Rademacher & Peter Wiechens (Hrsg.), *Geschlecht, Ethnizität, Klasse. Zur sozialen Konstruktion von Hierarchie und Differenz* (S. 13–30). Opladen: Leske + Budrich.

Connell, Robert W. (1987). *Gender and power. Society, the person and sexual politics.* Stanford: Stanford University Press.

Connell, Robert W. (1999). *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten.* Opladen: Leske + Budrich.

Connell, R. W. & Messerschmidt, James W. (2005). Hegemonic masculinity. Rethinking the concept. *Gender & Society, 19,* 829–859.

Degele, Nina. (2004). *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln.* Wiesbaden: VS Verlag.

Felt, Ulrike & Fochler, Maximilian. (2010). Riskante Verwicklungen des Epistemischen, Strukturellen und Biographischen: Governance-Strukturen und deren mikropolitische Implikationen für das akademische Leben. In Peter Biegelbauer (Hrsg.), *Steuerung von Wissenschaft? Die Governance des österreichischen Innovationssystems* (S. 297–328). Innsbruck: StudienVerlag.

Hanappi-Egger, Edeltraud. (2011). *The Triple M of Organizations. Man, Management and Myth.* Wien: Springer.

Klinger, Cornelia. (2003). Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht. In Gudrun-Axeli Knapp & Angelika Wetterer (Hrsg.), *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II* (S. 14–48). Münster: Westfälisches Dampfboot.

Klinger, Cornelia & Knapp, Gudrun-Axeli. (Hrsg.). (2008). *ÜberKreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz.* Münster: Westfälisches Dampfboot.

Klinger, Cornelia; Knapp, Gudrun-Axeli & Sauer, Birgit. (Hrsg.). (2007). *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität.* Frankfurt/M.: Campus.

Knaut, Annette. (2010). Ungleiche Schwestern? Abgeordnete aus Ost und West im Bundestag. *GENDER, 2*(3)*,* 40–58.

Lünenborg, Margreth; Röser, Jutta; Maier, Tanja; Müller, Kathrin & Grittmann, Elke. (2009). „Merkels Dekolleté" als Mediendiskurs. Eine Bild-, Text- und Rezeptionsanalyse zur Vergeschlechtlichung einer Kanzlerin. In Margreth Lünenborg (Hrsg.), *Politik auf dem Boulevard? Die Neuordnung der Geschlechter in der Politik der Mediengesellschaft* (S. 73–102). Bielefeld: transcript.

Meuser, Michael. (2001). *Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktion hegemonialer Männlichkeit*. Zugriff am 27. Februar 2013 unter www.uni-due.de/imperia/md/content/ekfg/michael_meuser_maennerwelten.pdf.

Meuser, Michael. (2006a). *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster.* Wiesbaden: VS Verlag.

Meuser, Michael. (2006b). Hegemoniale Männlichkeit – Überlegungen zur Leitkategorie der Men's Studies. In Brigitte Aulenbacher, Mechthild Bereswill, Martina Löw, Michael Meuser, Gabriele Mordt, Reinhild Schäfer & Sylka Scholz (Hrsg.), FrauenMännerGeschlechterforschung. State of the Art (S. 160–174). Münster: Westfälisches Dampfboot.

Meuser, Michael. (2008). Geschlechterverhältnisse im Wandel. Männlichkeit im Spannungsfeld von Hegemonie und Egalität. In Erich Lehner & Christa Schnabl (Hrsg.), Gewalt und Männlichkeit (S. 45–66). Wien: Lit Verlag.

Meuser, Michael. (2010). Geschlecht, Macht, Männlichkeit – Strukturwandel von Erwerbsarbeit und hegemoniale Männlichkeit. *Erwägen Wissen Ethik, 21*(3), 325–336.

Meuser, Michael & Scholz, Sylka. (2011). Krise oder Strukturwandel hegemonialer Männlichkeit? In Mechthild Bereswill & Anke Neuber (Hrsg.), *In der Krise? Männlichkeiten im 21. Jahrhundert* (S. 56–79). Münster: Westfälisches Dampfboot.

Nickel, Hildegard M. (2009). Die „Prekarier" – eine soziologische Kategorie? Anmerkungen aus einer geschlechtersoziologischen Perspektive. In Robert Castel & Klaus Dörre (Hrsg.), *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts* (S. 209–218). Frankfurt/M.: Campus.

Niederle, Muriel & Vesterlund, Lise. (2011). Gender and Competition. *Annual Review of Economics, 4*, 601–630.

Rommelspacher, Birgit. (2009). Hegemoniale Weiblichkeiten. In Utta Isop, Viktorija Ratković & Werner Wintersteiner (Hrsg.), *Spielregeln der Gewalt. Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Friedens- und Geschlechterforschung* (S. 171–184). Bielefeld: transcript.

Sauer, Birgit. (2011). Restrukturierung von Männlichkeit. Staat und Geschlecht im Kontext von ökonomischer Globalisierung und politischer Internationalisierung. In Mechthild Bereswill & Anke Neuber (Hrsg.), *In der Krise? Männlichkeiten im 21. Jahrhundert* (S. 80–103). Münster: Westfälisches Dampfboot.

Schippers, Mimi. (2007). Recovering the feminine other: masculinity, femininity, and gender hegemony. *Theory and Society, 36*, 85–102.

Scholz, Sylka. (2004). „Hegemoniale Männlichkeit" – Innovatives Konzept oder Leerformel? In Hella Hertzfeld, Katrin Schäfgen & Silke Veth (Hrsg.), *GeschlechterVerhältnisse. Analysen aus Wissenschaft, Politik und Praxis* (S. 33–45). Berlin: Karl Dietz Verlag.

Scholz, Sylka. (2007). Der soziale Wandel von Erwerbsarbeit. Empirische Befunde und offene Fragen. In Mechthild Bereswill, Michael Meuser & Sylka Scholz (Hrsg.), *Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit* (S. 51–67). Münster: Westfälisches Dampfboot.

Scholz, Sylka. (2010). Hegemoniale Weiblichkeit? Hegemoniale Weiblichkeit! *Erwägen Wissen Ethik, 21*(3), 396–398.

Stückler, Andreas. (2011). *Hegemoniale Männlichkeit im Finanzmarkt-Kapitalismus*. Zugriff am 26. Juni 2013 unter www.fu-berlin.de/sites/gpo/pol_theorie/Zeitgenoessische_ansaetze/stuecklerhegmaennlichkeit/Stueckler.pdf.

Thürmer-Rohr, Christina. (1987). Aus Täuschung in die Ent-Täuschung. Zur Mittäterschaft von Frauen. In Christina Thürmer-Rohr (Hrsg.), Vagabundinnen. Feministische Essays (S. 38–56). Berlin: Orlanda.

Weber, Max. (1992). Politik als Beruf. Stuttgart: Reclam.

Zur Person

Andreas Stückler, MA, Dissertant am Institut für Soziologie der Universität Wien. Arbeitsschwerpunkte: Soziologie des Rechts (mit Fokus auf Rechtsentstehung und strafrechtliche Diskurse), Männlichkeits- und Geschlechterforschung, kritische Gerontologie.
E-Mail: andreas.stueckler@reflex.at